

Ein Versuch, die Mauer der Verdrängung zu durchbrechen

Nir Baram: Im Land der Verzweiflung. Ein Israeli reist in die besetzten Gebiete. Aus dem Hebräischen von Markus Lemke. Hanser, München 2016. 300 Seiten, Fr. 28.90.

Von Klara Obermüller

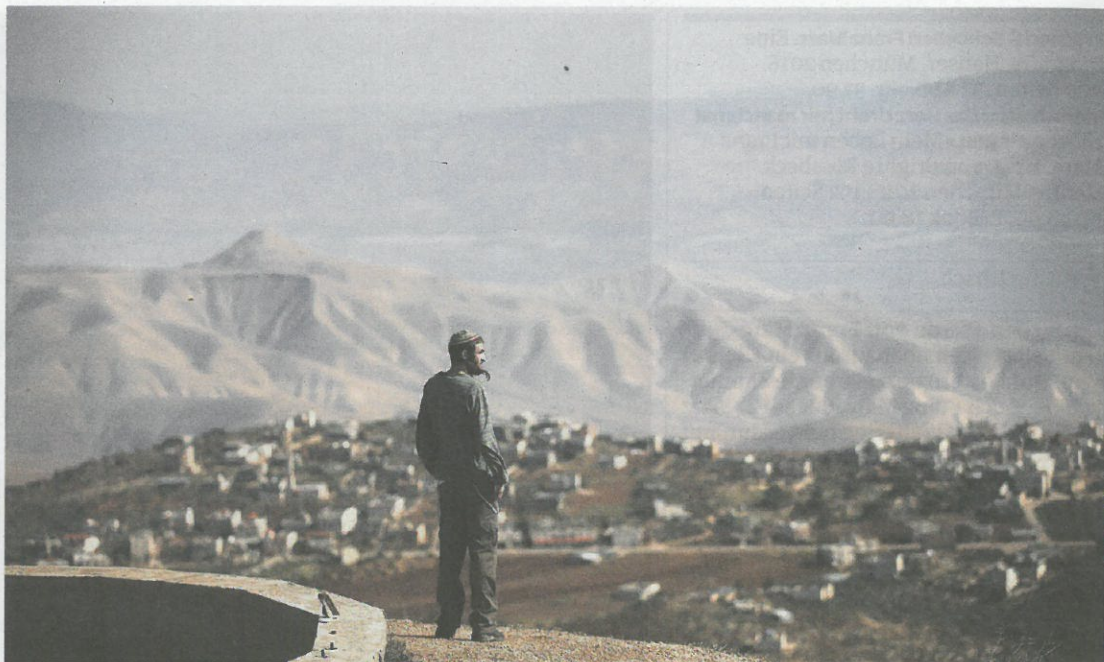
Nir Baram ist nicht der erste israelische Autor, der sich auf eine direkte Begegnung mit der Bevölkerung in den von Israel seit 1967 besetzten Gebieten einlässt. Amos Oz und David Grossman haben es vor ihm getan. Doch seither sind Jahrzehnte vergangen, in denen Hoffnung und Hoffnungslosigkeit unerbittlich aufeinanderfolgten. Erste und zweite Intifada, Libanonfeldzug und Gazakrieg, Raketenbeschuss und Siedlungsbau sowie die jüngst ausgebrochene Welle der Gewalt haben zu einer Situation geführt, der viele Israeli nur noch mit massiver Verdrängung zu begegnen vermögen.

Wie seinerzeit schon David Grossman hat nun auch Nir Baram beschlossen, diese Mauer der Verdrängung zu durchbrechen und die Verhältnisse beidseits der Grünen Linie persönlich in Augenschein zu nehmen. Entstanden sind auf dieser Erkundungsreise 12 grossangelegte Reportagen, die im Verlauf des letzten Jahres unter dem Titel «Walking the Green Line» in der israelischen Tageszeitung «Haaretz» publiziert wurden. Mit einem Prolog und einem Epilog versehen, sind sie dieser Tage nun auch als Buch in deutscher Übersetzung bei Hanser in München erschienen.

Unbestechlicher Beobachter

Mit dem Titel «Im Land der Verzweiflung» setzt die deutschsprachige Ausgabe allerdings einen Akzent, der im Original bewusst vermieden wird. Nir Baram hat sich so vorurteilsfrei wie nur irgend möglich auf die Reise gemacht und in seinen Texten lediglich wiederzugeben versucht, was er gesehen und gehört hat. Äusserungen des Mitleids, der Empörung oder auch der Kritik versagt er sich weitgehend. Die Leser sollen sich selbst ein Urteil bilden über die Zustände, in denen die Menschen in Ostjerusalem, Gaza und den übrigen Palästinensergebieten nun schon seit bald 50 Jahren leben müssen. Dass der Autor beim Schreiben in erster Linie an israelische Leser gedacht hat, macht die Lektüre seiner Reportagen für Aussenstehende nicht immer einfach. Anmerkungen oder ein erklärender Apparat wären da zweifellos hilfreich gewesen.

Doch auch wem die letzten Feinheiten israelischer Politik verborgen bleiben, wird von der Lektüre beeindruckt sein. Nir Baram ist ein unbestechlicher Beobachter, und er schont weder sich noch



Ein jüdischer Siedler blickt von fern auf das Dorf Duma in der West Bank. Nir Baram suchte die direkte Begegnung mit den besetzten Gebieten.

sein Gegenüber. Ganz nah geht er an die neuralgischen Stellen heran und weicht auch politisch brisanten und heiklen Begegnungen nicht aus. Seine Gesprächspartner findet er in allen politischen Lagern. Es sind Vertriebene der Kriege von 1948 und 1967 genauso darunter wie alt-eingesessene Kibbuzbewohner, radikale Siedler ebenso wie ortsansässige Bauern, Politiker, die von einem Grossisrael träumen, ebenso wie Friedensaktivisten, die sich für ein gewaltfreies Nebeneinander der beiden Völker in dem einen Land einsetzen. Ihre Lebensbedingungen sind so unterschiedlich wie ihre politischen Überzeugungen. Einig sind sie sich eigentlich nur in einem einzigen Punkt: So, wie es ist, kann es nicht bleiben. Die Hoffnungen, die das Oslo-Abkommen geweckt hatte, sind zerschlagen, die Friedensbemühungen gescheitert. Die Verheissung einer Zwei-Staaten-Lösung ist zur leeren Rhetorik verkommen. Niemand glaubt mehr daran. Eine Alternative ist keine in Sicht.

Wenn die Worte fehlen

Es ist ein hohes Verdienst des Autors, dass er sich trotz Mutlosigkeit und Verzweiflung auf der einen, Gleichgültigkeit und Zynismus auf der andern Seite vor Verurteilung und Schuldzuweisung hütet. Und auch davor, Lösungsvorschläge zu präsentieren, an die ohnehin niemand mehr glaubt.

«Ich habe mich auf diese Reise gemacht», sagt er, «um herauszufinden, wie das Land wirklich aussieht, in dem ich bis an mein Lebensende bleiben werde.» Diese Haltung eines scheinbar unbeteiligten Beobachters, der doch mit jeder Faser seines Ichs an diesem heilig-

unheiligen Land hängt, hält er über den ganzen Bericht hinweg durch. Er tut es in der Überzeugung, dass nur radikale Offenheit gegenüber den Ängsten und Verletzungen auf beiden Seiten der Grünen Linie die Ursachen aufzudecken vermag, die zu der so heillos verworrenen Lage im Nahen Osten geführt haben. Dass ur-alte Kränkungen und wechselseitige Vorurteile sich auf das Zusammenleben der beiden Völker ebenso verheerend auswirken wie der Raketenbeschuss auf israelische Wohngebiete oder der Bau der mittlerweile über 700 Kilometer langen Sperranlage, macht der Text auf jeder Seite deutlich.

An zwei Stellen allerdings stösst auch Nir Barams so hart erkämpfte Unparteilichkeit an ihre Grenzen: dann, als er dem Vater des von seinen Peinigern bei lebendigem Leibe verbrannten Palästinenserjungen gegenüber treten muss, und dann noch einmal, als ihm Bilder uralter Olivenbäume gezeigt werden, die bei einem Vergeltungsakt der israelischen Armee zerstört worden waren. «Ich habe nichts mehr zu sagen», heisst es da nur noch. Der Autor weiss, wie hohl jedes Wort des Trostes oder der Betroffenheit in einer solchen Situation tönen würde. Ihm bleiben nur Scham und stumme Trauer, die er alsbald wieder hinter professioneller Nüchternheit zu verbergen sucht. Gerade deshalb aber gehören die beiden Szenen zu den stärksten Passagen im Buch überhaupt. Sie lassen schlagartig die ganze Absurdität und Unlösbarkeit des Konflikts aufscheinen, und man spürt am eigenen Leib den Schmerz, der dem Autor beim Schreiben dieser Reportagen ein ständiger Begleiter gewesen sein muss. ●

